



Ihre große Zeit hatten auch die Zupfinstrumente auf den diesjährigen Berliner Jazz-Tagen. Unsere Bilder zeigen von

links nach rechts die Solisten Elmer Snowden, Jim Hall, Boden Powell und Buddy Guy. Fotos: Köster

Avantgardistischer Hochdruck erschöpfte fast die Musiker

Horst Windelboth: Temperamentvoller Ausklang der Jazz-Tage

In der Pause wurde nach dem diensthabenden Arzt gerufen. Ein Opfer des Free Jazz? Das hatten hoffentlich nicht Archie Shepp und seine beiden Posaunisten mit ihrem Spiel getan. ... Der dritte Abend der Jazz-Tage brachte den donnernden Einbruch der Atonalen. In der Philharmonie tummelten sich die Matadore der Avantgarde von gestern und heute.

Miles Davis und sein Quintett eröffneten das Konzert. Davis liebt ja nicht nur bei seinen Wanderungen über die Bühne die schlauernde Hamlet-Pose: Auch in seinem kalten, klagenden Spiel ist dieser Einzelgänger ein exklusiver Erzähler unergreiflich gespannter Balladen der Einsamkeit und des Protestes. Immerhin blieben Miles und seine Combo bei aller Experimen-

tierweite der Tradition verbunden. Erst Archie Shepp und seine Gruppe führten das Konzert an jenen Punkt, wo Experiment und Jazz nicht mehr zusammenfallen wollten. Die schluchende, stöhnende, stampfende Entfesselung durch die beiden Posaunisten Roswell Rudd und Graham Moncur und Shepps Tenorsaxophon war der Versuch, den Jazz aus seiner Zähmung heraus-

zu jagen. Zorn, soziale Wut, Verachtung aller unterkühlter Ästhetik trieben Shepps Spiel in eine wilde Parodie, aber unterwarfen es auch dem Abstufungseffekt; das Ende der dreiviertelstündigen Darbietung avantgardistischen Hochdrucks wurde schließlich durch die Erschöpfung der Musiker bestimmt.

Der Mann, auf dessen Schultern sie alle stehen, sorgte dann für den delikaten Kebraus dieses gewid nicht ergebnisarmen Konzertes. Thelonious Monk und sein Orchester (acht Mann, darunter Clark Terry) führten die hohe Schule der Moderne vor, deren nervöses Raffinement beides aufwies: Kultur und Kühnheit der Ideen.

Der Sonntagabend dann blieb den Gitarristen reserviert. Joachim E. Behrendt hatte für sein Programm sechs Namen wie Perlen aneinander gereiht.

Elmer Snowden, ein Senior aus sechzig Jahren, spielte die Blues-Station. Der „Workshop“ freilich begann erst bei dem temperamentvoll swingenden Barney Kessel und bei dem Cool Gitarristen Jim Hall, einem Meister des musikalischen Filigrans, wesentlich zu werden.

Boden Powell erwarb sich als das feigste, größte Temperament des Abends, und mit Gary Burton (Vibraphon) und Larry Coryell kamen die Jünger der „Flower Power“ zum Zuge. Ihre Musik zwischen Jokus, Beat-Furor und Spielmanns-Charme wühlte das Programm noch einmal hoch. Die Jazz-Tage schlugen in ihrer letzten Stunde frohliche Pop-Kapitole.

Das Ergebnis des vier Abende und der einen Nacht (Jazz-Party): Berlins Jazz-Tage sind so gefeiert und so gefragt als Erziehung, daß sie spielend mit den anderen Festival-Festivals konkurrieren können. Ein Meißel des europäischen Jazz - wir sind nicht mehr weit davon entfernt.



HOHEPUNKTE der beiden letzten Konzerte der diesjährigen Jazztage: Baden Powell, Brasiliens Meister-Gitarrist (links), und die Bläser der Archie-Shepp-Gruppe (Shepp mit Turlanmütze).

In den Schoß gefallen

Die beiden letzten Konzerte der Berliner Jazztage

Man trägt neuerdings wieder Engagement, was eine Zeitlang verpönt war. Nicht nur die hohe (und die niedere) Politik erwecken Leidenschaft unter jungen Leuten. Auch in den Künsten scheint die Abstinenz beendet. Man darf wieder begeistert oder auch — „Buh!“ — dagegen sein.

Das setzt voraus, daß es etwas gibt, worüber es sich lohnt, in Jubel oder Schmähtul auszubrechen. Da ist der Free Jazz. Im zweiten Konzert der Berliner Jazztage exzerzierte ihn Don Ellis glanzvoll, unbestrittener Höhepunkt aller vier Konzerte, auf Big-Band-Basis vor. Im dritten Konzert begegnete man nun, Protest in the Philharmonic, Archie Shepp und seiner Gruppe, zornigen Schwarzen der sechziger Jahre.

Sie sind atonal gestimmt und, halb Jazz-Kommune, halb Jazz-Kabarett, auf witzige Weise angriffslustig. Nichts ist ihnen heilig. Frech und popartig verzerrt verwenden sie Klang-Erinnerungen an Dixieland, Ornette Coleman, Duke Ellington und Zirkusmusik. Manches klingt wie eine Parodie auf die Steuben-Parade. Dazwischen stehen provokatorische Improvisationsorgien auf einem Tenorsaxophon und zwei Posaunen. Jazz war einmal, als er geboren wurde, eine Musik des Protests. Jetzt wird er es anscheinend wieder.

Neben so viel Black Power wirkte Thelonius Monk, einst der Hohepriester des Bebop, fast schon wie besonnenes Establishment. Obwohl man sein Quartett zu einem kleinen Orchester erganz hat, machten auch so exzellente Könner wie Clark Terry (Trompete) und Johnny Griffin (Tenor) die Sache nicht mehr so recht lebendig. Der Felsbrocken ist abgebrockelt, die Zen-Philosophie, die hinter diesen Klängen steht, zum behaglich einzuschlurfenden Genußmittel geworden.

Monk erliete dann auch ebenso berechtigt enthusiastischen Beifall wie vorher bereits Miles Davis. Auch er war schon mal besser, was in dem jüngst bei CBS erschienenen Mitschnitt „Miles in Berlin“ (von unseren 64er Jazztagen) nachgehört ist. Doch auch sein Dauerbrenner an gefrorener Melancholie, eine Dreiviertelstunde ohne Pause, weckte die Lust nach mehr. Der fast wütende Applaus blieb vergeblich. Miles Davis, seine Art von Protest, gibt einem vorwiegend weißen Publikum grundsätzlich nichts zu.

Nett und gemütlich geht es dann, nun schon traditionell, beim abschließenden „Workshop“, dem vierten Konzert, zu. Diesmal galt es dem populärsten Instrument der Gegenwart, der Gitarre. Vom Banjo der Frühzeit, das der 67jährige Eimer Snowden schlug, über den gesungenen Blues (Buddy Guy) und den mondänen Swing (Barney Kessel) führte der Weg chronologisch zum asketischen Cool Jazz der fünfziger Jahre (Jim Hall). Am Zuspruch gerechnet, den die kühle Unterbetontheit fand, dürfte es demnächst eine Cool-Renaissance geben. Brasiliens großer Gitarrist Baden Powell, von seinem Vater nach dem Gründergeneral der Boy Scouts benannt, brachte dann lateinamerikanische Folklore sowie, als Erholung von all den Elektroklängen, ein nor-

males Saitenspiel aufs Podium. Er allein wäre abendfüllend gewesen.

Aber wer „Gitarre“ sagt, wird früher oder später auch „Beat“ sagen müssen. Das Wort fiel und brachte Joachim E. Berendt aus dem Publikum ein heftiges „Yeah“, wie auch, wahrscheinlich von seinen puristischen Jazzfans, ein ähnlich heftiges „Buh“ ein. Das Gary Burton Quartet mit dem vorzüglichen Gitarristen Larry Coryell hatte sich indes nur auf langmahnige flower-power verkleidet. Ihr tonaler, sehr sanfter Jazz erwies sich als weniger von den Rolling Stones als vielmehr vom Modern Jazz Quartet beeinflusst; weder zum Yeah noch zum Buh bestand Anlaß, und so einigte man sich zuguterletzt auf die herkömmliche Art, Gates zu empfangen, auf den konventionellen Applaus. Es endeten die Jazztage, man mag das symbolisch nehmen, zwischen Protest und Konservatismus, ein Spiegel unserer derzeitigen Welt.

Der Berliner Jahres-Festival-Kreislauf wäre ohne diesen Schlußpunkt, Schluß-Höhepunkt, kaum noch zu denken: Theaterfesten, Filmfestspiele, Festwochen, Jazztage. Daß letztere zu den erfolgreichsten dieser Unternehmungen gehören, verdanken wir Joachim Ernst Berendt, der immer wieder für eine ebenso bunte wie aktuelle Mischung sorgt, und dem Organisator Ralf Schulte-Bahrenberg, der die Stars, die für ein einziges Konzert kaum die Reise über den Atlantik antreten würden, geschickt über den alten Kontinent verteilt, auf Tourneen, Konzerte, Jazzstätten: Berlins Jazztage, nach Umfang und Ansehen längst die größten der Welt, bestimmen das Gesicht der europäischen Jazz-Szene. Die finanzielle Hauptlast wird überdies von vier Rundfunkstationen getragen, von WDR-Köln, Südwestfunk Baden-Baden, SFB und RIAS. Uns ist da ein Kulturzentrum, was immer dieses Wort bedeuten mag, auf die einzig mögliche Weise zugefallen, die es in diesen Bereichen gibt: Es fiel uns in den Schoß.

★

Auf den Podesten der Jazzdomizile fanden sich die spielfreudigen Musikanten aus aller Welt nach den Konzerten zusammen: Wer zwischen „Blue Note“ und „Jazzgalerie“ pendelte, fand heraus, daß sie an beiden Plätzen oft dieselben Nummern spielten. Das gute alte „Walkin“ zum Beispiel mußte an einem Abend sogar mehrmals als Ausgangspunkt für weite musikalische Wanderungen herhalten. Das lag vielleicht auch daran, daß noch nie zuvor — wie Tony Scott meinte — so viele „dirty old Bebops“ auf einem Platz versammelt waren. Scott hatte die „Jazzgalerie“ als Platz für fröhliche Sitzungen gewählt. Das „Blue Note“ zeigte sich für die Tage der Jazzkonjunktur besonders clever, indem es den Tenor-Saxophonisten Dexter Gordon mit dem Hans-Rettenbacher-Trio verpflichtete und Sonderbusse einsetzte, die Musiker und Fans vom Konzertsaal weg in seinen Club entführten. Hier ging Genn auch Errol Garner äußerst freigebig mit seiner Kunst der unbekümmert dahinschaukelnden Klavier-Alleingänge um. So wurden die Clubs zum Trostpflaster für alle, die keine Karten für die Konzerte erhalten hatten.

German reports about Baden's performance at the Berlin Jazzfestival
1967
(Sunday, 5th November 1967)

7th November 1967
Avantgardistic high pressure almost tiring the musicians

Translation:

[...]

Sunday night remained free for Guitarists. Joachim E. Behrendt had chosen 6 guitarists for his program.

Elmer Snowdon, a senior from old "Rag"-times was the first, Buddy Guy represented the Blues section. The "workshop" started to become interesting with the spirited, swinging Barney Kessel and with Cool Jazz Guitarist Jim Hall, a master of the musical filigree.

Baden Powell proved to be the most colored and spirited character of the evening. With Gary Burton (Vibes) and Larry Coryell followers of "flower power" had their turn.

7th November 1967
Fallen in the lap - Last two concerts of the Jazzfestival

[...]

Taking it easy ended the festival with the meanwhile traditional "Workshop", 4th concert of the festival. This time devoted to the guitar, most popular instrument of our times. From the early Banjo, played by the 67 years old Elmer Snowdon, the Blues, (sung by Buddy Guy), modern Swing (Barney Kessel) the way led chronologically to Cool Jazz of the Fifties (Jim Hall). According to it's reception there will be a rebirth of "cool". Brasil's great Guitarist Baden Powell, named by his father after the Boy Scouts founder, brought latin-american folklore and relief from all the electric sounds, a normal string play on stage. He alone could have been filling the evening's set.

[...]

We thank Robert G. (Germany) for his translation.